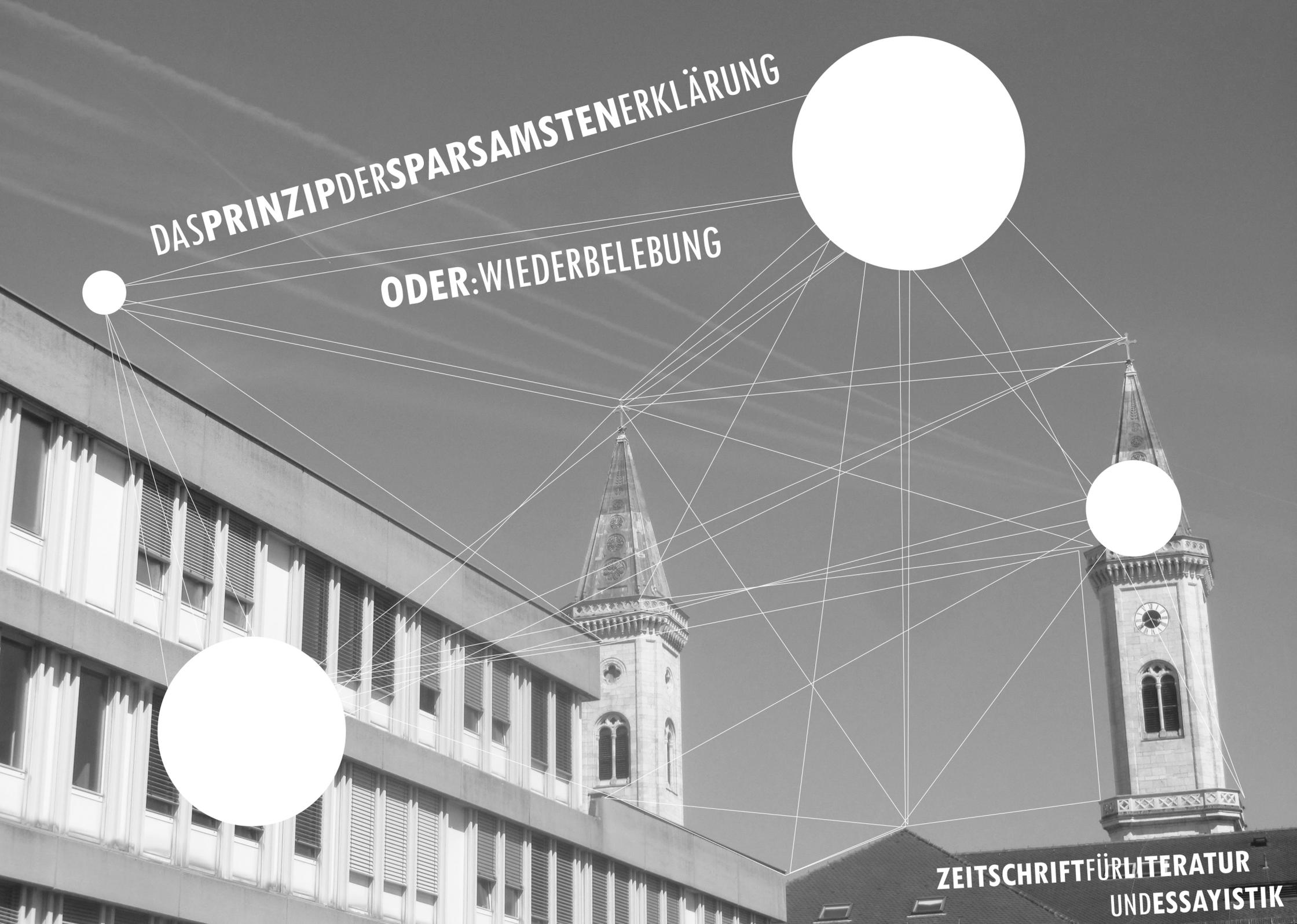


**DAS PRINZIP DER SPARSAMSTENERKLÄRUNG**

**ODER: WIEDERBELEBUNG**

**ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR  
UNDESSAYISTIK**





**FAILURE NOTES:**

„Go to [www.crap-magazine.com](http://www.crap-magazine.com); Frédéric Chopin: Valse op. 64 no. 2 en do dièse mineur – whatever ...”  
E.K.

„Und Argentaria James sagte: ‘Heirate den Mentalitätantifaschismus’ Aber es war nur die Spracherkennung.”  
F.B.

„Die Mutter von Patrick Ortlieb-Prince war ein behaartes Medium.”  
P.P.

„Das war schon immer so.” – „Was war schon immer so?” – „Na das!” – „Ja, das war schon immer so.”  
M.M.



FRANZISKA KONITZER // *DRABBLES* (1)  
.....SEITE 5

WOLFGANG VOGEL // *DAS PERSONAL BLEIBT GLEICH* (FOTOTEXT)  
.....SEITE 7

LAURENT QUINTON // *LE FILM/IMAGES DU MONDE* (1)  
.....SEITE 12

MARKUS MICHALEK // *JENSEITS DER SCHALLMAUER*  
.....SEITE 17

JACOB VERVILLE // *HUMAN BEAUTY* (ESSAY)  
.....SEITE 21

LAURENT QUINTON // *LE FILM/IMAGES DU MONDE* (2)  
.....SEITE 27

PHILIP PFALLER // *HEUTE RIESEN* (TEIL III)  
.....SEITE 31

FRANZISKA KONITZER // *DRABBLES* (2)  
.....SEITE 34



SIMONE BAUER // *DER AUSBRUCH*  
.....SEITE 35

HEINER HENDRIX // *AUSZÜGE AUS BÜCHERN, DIE ES NICHT GIBT*  
*CINEMATIK DER POSTMODERNE*  
.....SEITE 40

IMPRESSUM  
.....SEITE 43



## Tea Break Revolution

Despite the neon lights and the PG Tips, she still aspires to idealism.

“Have you ever tried to start a revolution?,” she asks, spinning the tea bag around its cup with a plastic spoon.

Flashback to his student days: the marches, the petitions, the long nights spent debating and the longer night spent in a cell. He adjusts his tie, sips at his coffee. She’s pretty enough; he’ll have to ask her out. She’ll say yes.

“I petitioned to have organic milk added to the staff fridge,” he says and adds, not without pride, “And it worked.”

TEIL 2 AUF SEITE 34





Sie hatten viele Umzüge im Raum Gotha-Jena-Weimar hinter sich. Innerhalb von zwei Jahren zogen sie von einer Wohnung in die andere, kauften ein Haus und verloren es wegen Agnes' Spielsucht wieder, sodass sie in einer Neubausiedlung am Stadtrand landeten. Das hört sich schlimmer an, als es ist. Heizung, neue Möbel, eigenes Bad neu errichtet – jeder nur erdenkliche Luxus dieser Zeit in Ostdeutschland. Agnes' Mann starb früh, weshalb sie ihre Tochter Verena alleine aufzog und sie dadurch so sehr an sich band, dass es ihr nie gelang von ihrer spielsüchtigen Mutter loszukommen und einen ordentlichen Mann zu finden.

Trotzdem ging es den beiden nie schlecht. Ihre moderne Einrichtung in der letzten Wohnung zeigt, wie sehr sie ihr Leben genossen und dass es ihnen ökonomisch nie richtig schlecht ging. Agnes' geringes Einkommen als Schneiderin legte sie in der Spielbank an und sie hatte eigentlich viel Glück dabei, so-



dass sie die Spielsucht überwinden konnte und sich mit dem letzten Ertrag zufrieden gab. Tütenlampen, Nierentisch, der Phonoschrank mit integriertem Radio, Plattenspieler und Bar hinter der Schiebetür oder der Fernseher zeigen, wie modern die beiden waren. Bunt gemusterte Gardinen, die neuste Sofagarnitur mit verstrehten Armlehnen aus Holz oder das moderne Geschirr in der Vitrine verstärken diesen Eindruck.

Was sie aber noch mehr genossen, war der Ausblick aus ihren Fenstern. Egal ob Doppelfenster, Einfachverglasung oder isoliert – die Fensterbank war der Stammpplatz von Agnes und Verena. Der Fensterrahmen steht als Bilder- rahmen für das Portrait einer Mutter und ihrer Tochter, die ihr Leben zusammen verbringen. Die verschiedenen Fotografien dokumentieren das Leben der beiden Frauen.

Täglich zur späten Mittagszeit, nach dem Essen, schoben sie die Gardinen beiseite und genossen die frische Luft, die um ihre Näschen blies, und den Ausblick auf Garten, Nachbarn und Straße. Man kannte sie und grüßte freundlich zu den beiden Damen hinauf, die eine kleine Unterhaltung immer genossen.





Kam kein Kontakt mit Passanten zustande, bewegten sie sich in ihren Unterhaltungen in den Themenfeldern Nachbarschaft, Stadtgeschichte und Botanik. Es waren weniger lange Gespräche als kurze Bemerkungen mit darauf folgender Zustimmung der anderen. So zum Beispiel: „Die Rosen vom Gruber hat der Frost erwischt“ – „Mhm“, oder: „Dort drüben stand vorher die Scheune“ – „Da haben die Jungen jetzt ein Haus gebaut“. Dies mag für den Leser langweilig und nicht besonders unterhaltsam klingen. Die beiden aber mochten das. Wie ein altes Ehepaar waren sie aneinander gewöhnt. Abgesehen von Verenas Arbeitszeit in der Kaufhalle, verbrachten sie den



Tag fast rund um die Uhr miteinander und so bedurfte es keiner großen und tiefen Gespräche. Sie mochten sich und waren zufrieden.

Bevor der Autor nun mühevoll Lebensläufe erfindet, überlässt er dies dem Betachter der Bilder. Agnes trug bis zu ihrem Tod schwarze Kleidung. Sie verkräftete den Tod ihres Mannes nie. Verena kannte ihn kaum, schätzte aber diese Geste ihrer Mutter.



Auf einem Foto stehen beide in einem Fenster unter einer Oberlichte, die durch drei Streben geteilt ist. Auf deren Rückseite steht mit Kugelschreiber verfasst: „Zu Mutters 80. Geburtstag“. So ließen die beiden sich wohl auch an besonderen Tagen, wie Geburtstagen, nicht davon abhalten, sich die Zeit zu nehmen, und aus dem Fenster zu schauen. Zufrieden lacht die Alte in die Kamera durch die Blumen auf dem Fenstersims. Mann kann nur spekulieren, aber vermutlich war es eine der letzten Aufnahmen der beiden Fensterfrauen. Ob Verena auch nach dem Tod ihrer Mutter weiterhin aus dem Fenster schaute oder sie alleine keinen Reiz daran fand, ist nicht bekannt. Vielleicht hat sie sich eine Freundin eingeladen, aber das war sicher nicht das gleiche. Vielerorts werden die Fensterschauer verurteilt. Der Autor will hiermit jeden Leser animieren, sich in nächster Zeit bei geöffnetem Fenster 15 Minuten auf die Fensterbank zu lehnen und dabei an Agnes und Verena zu denken. Zwei einfache Frauen, die glücklich waren.





Montre-leur un p'tit peu comment tu fais pour m'lécher.

J'veis m'occuper d'toi matnant un p'tit peu hein.

Ah tu vois tu y prends goût.

Allez v'nez voir voyez la grosse queue qu'il a.

(Sonnerie de téléphone.)

Lèche-moi un p'tit peu les seins.

Vous aimez quand i'm lèche comme ça.

Vous voulez m'lécher aussi.

J'ai chaud tu m'enlèves tout ça.

Ouais.

Ouais.

Ouais.

Ouais.

Ouais elle est bonne ta queue.

Ouais.

Ouais.

Comment qu'i'm'la met bien profond.

Ouais ouais.

Ouais.

Oh ouais.

Ouais.

Ouais.

Oh putain.



Ça vous plaît c'que vous voyez.

Moyen.

Vous voulez voir quoi.

Dans l'trou d'cul qu'i m'prenne le cul.

L'HOMME NOIR. — Je vais t'enculer.

LA FEMME BLONDE. — Ouais.

L'HOMME NOIR. — Je vais t'enculer.

LA FEMME BLONDE. — Ouais.

L'HOMME NOIR. — Ça rent' tout seul hein.

LA FEMME BLONDE. — Oh ouais.

Ouais.

Ouais.

L'HOMME NOIR. — Tu es bonne hmm.

LA FEMME BLONDE. — Ça vous plaît c'que vous voyez là hmm.

Vous voulez voir mieux.

On va changer d'position on va bien leur montrer c'qu'on sait faire.

Allons-y assi'-toi.

V'nez voir de plus près v'nez voir de plus près.

Oh ouais.

Ouais.

Vas-y lève mes jambes.

Oh es'cusez-moi petit accroc.

Ouais vas-y défonce-moi comme ça.

////////////////////////////////////



Oh ça va pas.  
Ouais ouais ouais ouais ouais.  
On leur fait voir autre chose vous voulez voir autre chose bande de salauds.  
Vas-y.  
Ouh ouh.  
On va leur montrer autre chose.  
V'nez là j'vais vous montrer mon cul tout éclaté.  
Il est bien éclaté là hein.  
Ça vous plaît c'que vous voyez là on va enlever le string là passque franchement hein c'est pas gênant pour toi le string.  
L'HOMME NOIR. — Non non pas du tout.  
LA FEMME BLONDE. — Pas du tout.  
L'HOMME NOIR. — Enlèv'-le enlèv'-le.  
LA FEMME BLONDE. — Ah bah tu vois qu'c'est gênant en fait.  
En fait il est trop excité i'sait plus c'qu'i'dit.  
Tu vas m'prendre comment v'voulez qu'i'm'prenne comment.  
Vous aimeriez être à sa place hein.  
Qu'j'vous lèche vot' grosse queue comme ça hein.  
J'encore envie qu'i'm'baise.  
V'voulez qu'i'm'baise encore.  
Bande de salauds.  
Ouais.  
Dedans l'cul.

////////////////////////////////////



Ouais ouais ouais ouais ouh.

Ouais.

Ouais ouais ouais comme ça comme ça comme ça ouais.

Ouais ouais ouais ouais.

Ouais ouais ouais ouais.

Tu vas m'donner ton jus après hein i'va m'donner son jus son jus de couilles.

Ouais ouais.

Ouais ouais ouais ouais.

Oh la la.

Comment t'étais excité là mon salaud.

Vous avez éjaculé aussi en mêm' temps.

Ce fut un plaisir pour nous deux vous faire plaisir n'est-ce pas mon cœur.

L'HOMME NOIR. — Super.

LA FEMME BLONDE. — Espèce de fainéant mais t'es un bon baiseur.

## TEIL 2 AUF SEITE 27



Er nannte diese Zeit Klausur, aber genauso gut hätte er sie auch seine einsamen Tage nennen können. Er war schon da, als ich auf die Bank am Rand des Parks zusteuerte, trank gerade aus einer Flasche. Die Stadtautobahn lag jenseits einer grünlich grauen Schallmauer, dennoch war das regelmäßige Rauschen sehr vieler Autos zu hören. Rush hour, gerade an diesem Stück Autobahn, an der wir hinter einer Schallmauer verabredet waren, ging eine Kurve in die Gerade über. Jeder beschleunigte dort, auch ich habe das schon getan. Er mochte diesen Ort, wir haben uns dort oft schon getroffen. Er winkte, als ich nahe war, nahm seine Yankeesmütze ab und winkte auch damit. „Seit wann trägst du ein Baseballcap? Du siehst scheiße aus“, sagte ich, als ich mich neben ihn auf die Bank setzte. Sein Gesicht war stärker eingefallen als beim letzten Mal und die Haut hatte eine ungesunde, bleiche Farbe angenommen. Das schwarze Haar, das früher voll und lang bis auf seine Schultern gefallen war, kurzgeschnitten, sodass die Kopfhaut durchschimmerte. Er grinste, aber seine Lippen verzerrten sich dabei nur zu einem geraden, dünnen Strich. Er sah aus wie ein Heimkehrer, der lieber fortgeblieben wäre. „Trage ich eben. Es geht mir ganz gut“, sagte er und drehte das Cap in den Händen. „Wie war es?“ - „Interessant. Ich habe einen Adler gesehen. Ob du es glaubst, oder nicht, ich habe einen gigantischen Adler gesehen!“, der Strich in seinem Gesicht verzog sich ein wenig, wurde breiter. „Trinkst du immer noch?“ - „Der Adler tauchte plötzlich über mir auf, als ich am Grat entlang ging. Links der Abgrund, Nebel über dem Boden, wie weit es runter ging, ich könnte es dir nicht sagen. Rechts der Abhang, hinunter Richtung Hütte, ansonsten nichts. Als hätte ich es gewusst, schaue ich nach oben und dort segelt dieses Riesending Vogel über mir, keine zehn Meter vielleicht“, er setzte Cap wieder auf und rückte es gerade. „Hast’ Kippen mit?“, fragte er. Ich gab ihm eine, reichte ihm Feuer, er rauchte ruhig und ohne Hast. „Ich trinke nicht mehr viel“, sagte er schließlich. „Von den zwei Litern, die ich ihm Gepäck hatte, habe ich immerhin einen wieder mit ins Tal gebracht und am Bahnhof einem Penner geschenkt. Der dachte wohl, sein Glückstag wäre angebrochen, als ich ihm den zwölf Jahre alten Single Malt in die Hand gedrückt habe“, er lachte, nur um gleich darauf zu husten. „Was sagen die Ärzte?“, fragte ich. Gern wollte ich ihm meine Hand auf die Schulter legen, aber wie er neben mir saß, aufrecht, den Blick geradeaus auf

////////////////////////////////////



die Schallmauer gerichtet, spürte ich seine Abneigung gegen eine Berührung. „Sie sagen, was sie immer sagen. Drei Monate, sechs Monate, die Hoffnung. Die Therapie, die Medikamente, die Schmerzen. Was spielt das schon für eine Rolle? Erzähl mir lieber, was passiert ist, als ich weg war.“

Ich spürte, was er eigentlich fragen wollte; aber ich wusste nicht, was sagen, schwieg. Dachte darüber nach, wo anzusetzen wäre. Erik kenne ich seit etwa sechs Jahren und einigen Tagen. Wir haben nie viel Aufhebens um unsere Freundschaft gemacht, wenig glorifiziert, wo nichts zu glorifizieren war und uns nicht anders verhalten, wie die meisten Anderen unseres Alters. Auf den Punkt gebracht: Frauen und Feiern. Dazwischen halbherzige Versuche, einen von postadoleszenter Freiheit geprägten Alltag erfolgreich zu leben. Gespräche, die eigentlich Monologe waren, weil einer sprach, der andere zuhörte. Nachmittage vor der Konsole, Nächte vor dem Fernseher, Eriks Filmarchiv war riesig. Einige gemeinsame Reisen in die üblichen europäischen Großstädte, an die üblichen Strände und ein intensiver Kuss zwischen Erik und mir, weil wir im Sommer vor drei Jahren sturzbetrunken zwei Touristinnen in einem Biergarten dazu animieren wollten, es uns gleichzutun. Nachdem die beiden Touristinnen nach dem Frühstück am nächsten Nachmittag verschwunden waren, sprachen wir nie wieder über diesen Moment. Eine heute nicht mehr existente Wohngemeinschaft. Unterm Strich betrachtet, ist Erik ein wirklicher Freund. Seit wir uns kennen, erinnere ich mich an zwei Momente, die ich nennen würde, fragte jemand, was zwischen uns besonders ist. Eriks Liebe zu Katja und Eriks Krankheit, die seine Liebe zu Katja unmöglich macht. Viele kenne ich nicht, die nach dem tödlichen Befund nicht eine weibliche Schulter suchen würden, oder viele vielleicht. Die sich zurückziehen, in einsame Tage und allem noch einen Rest Glanz abgewinnen wollen. Die Ärzte lügen ihn noch an, aber er fällt nicht mehr auf ihre Lügen herein. Selbst ich habe aufgehört, zu glauben. Katja hat niemals aufgehört zu glauben. Nachts liegt sie wach und weint. Sie flüstert seinen Namen, wenn sie denkt, niemand ist da, der es bemerken könnte. Ein Geschenk, das sie ihm an seinem letzten Geburtstag vor einem Jahr geben wollte, lagert noch eingepackt auf dem Schrank, der eigentlich Eriks Schrank ist. Sie zog ein, kurz

////////////////////////////////////



nachdem er gegangen war. Ich weiß nicht, was in der Schachtel ist, es mag besser sein, dass ich es nicht weiß. Sie wolle ihm nahe sein, sagte sie. Wenn er zurückkäme, dann doch auch zu mir, seinem Freund, seinem ehemaligen Mitbewohner. Sie bliebe hier, bis es soweit sei. Ich weiß das, ich kann sie verstehen. Ich komme gut damit klar.

Viel wäre nicht passiert. Einige neue Single, andere frisch in neuen Beziehungen. Einer habe seinen Job verloren, ein anderer müsse das Examen wiederholen, sagte ich schließlich. Er fragte nach Menschen, nach Ereignissen, ich erzählte ihm gern. Er fragte nie nach Katja, ich erzählte nie von ihr, obwohl wir beide wussten, dass sie der einzige Mensch war, dessen Zustand ihn wirklich noch interessierte. Ich wollte wissen, wie lange er diesmal bliebe und wo er wohnen würde. Er sagte, vielleicht ein paar Tage, vielleicht zwei Wochen. Es sei noch ausreichend Geld übrig, um ohne größere Schwierigkeiten wieder zu verschwinden. Er nannte mir den Namen eines Hotels nahe am Bahnhof. Mittelklasse. Ich solle ihn besuchen kommen, es gäbe eine überraschend gut gefüllte Minibar, außerdem eine hochgelegene Terrasse mit einer guten Aussicht über die Stadt, sagte er. „und als nächstes?“ Er zuckte mit den Schultern. „Du bist pathetisch“, sagte ich. „War ich doch immer“, er lachte, hustete wieder. Ich wollte ihm auf den Rücken klopfen, aber er winkte ab. Dann griff nach einer Flasche Wasser, die unter der Bank stand, holte eine Tablettendose heraus, nahm zwei Pillen und spülte mit einigen Schlucken Wasser nach. Gegen die Schmerzen, es wirke schnell, erklärte er. „Ich wollte eigentlich wissen, wo du als nächstes sein wirst?“ „Ich werde dir eine Karte schicken.“ - „Wie immer ...“ „Ja. Wie immer“, sagte er; und ich, weil ich wollte, weil ich musste, legte meinen Arm um seine schwächling gewordenen Schultern. Er lehnte sich an mich. Über uns flog eine Taube. Eine Zeitlang saßen wir so.

An meinem rechten Bein vibrierte es. „Seit wann hast du ein Handy?“, ich rutschte ein Stück von ihm weg, zog meinen Arm zurück. „Katja hat es mir gegeben, ehe ich ging“, sagte er. „Das wusste ich gar nicht. Wieso hast du nichts gesagt?“, ich stand abrupt auf. „Es ist schon in Ordnung. Wirk-

////////////////////////////////////



lich“, sagte er und erhob sich ebenfalls. Dann gab er mir die Hand, drehte sich um und ging in den Park hinein. Noch im Gehen holte er das Telefon heraus und begann zu telefonieren. Hinter der Schallmauer war es leiser geworden, die Rushhour war vorbei, nur wenige fuhren noch in den Feierabend hinein.

Später schloss ich die Wohnungstür auf, sie kam mir entgegen. Sie lächelte. „Du warst lange weg. Wo bist du gewesen?“, fragte sie, dann legte sie ihre Arme um mich, kam eng heran, ich glaubte, ihren Herzschlag zu spüren. Sie gab mir einen Kuss. Ihre Lippen weich angespitzt und ein kurzer Stupser ihrer Zunge. Als sie sich löste, fiel mein Blick auf die Pinnwand, an der seine Postkarten befestigt waren. Seit er fort ist, hat Erik einiges von der Welt gesehen. Es sei schon in Ordnung, wirklich, hatte Katja gesagt, als die erste Karte kam, ich wollte sie sofort aufhängen. Auf der Rückseite eines malerischen Fjords wie auf allen anderen Karten nur wenig Text. Lediglich Von Erik stand neben unserer alten Adresse. „Wo bist du gewesen?“, fragte Katja. „Das weißt du doch“, sagte ich, schob sie beiseite und ging an Pinnwand, um eine Postkarte nach der anderen abzunehmen.



“Do I look better now, then when I did then?” She offered me a picture from a while back, before her surgery, and I had to give her a ‘yes,’ because it was a fact. More probing questions were launched... More answers were given. However, something told me that even though my calm & collected approval of her surgeon’s work was not sufficing.

“You say I look prettier, but I do not see it in your eyes!” She laughed as if it was somehow not a big deal. I reassured her she was a pretty girl, and I told her in the blunt honesty reserved for people who have the cognitive skills & perceptiveness to deal with the truth, that I did not think her eyes looked better but that her nose did, indeed, look superior now. Again, I was called out for what was lacking in my eyes, as the crux of the problem still remained to be discussed for both of us.

After speaking of how Westerners are often clearly attracted to ‘East Asian eyes,’ or ‘slanty eyes’ as I prefer to call them (although quite base and potentially derogatory I feel I have proven my undying affection for the far East through 6 years of residence accompanied with typical, naive Occidental infatuation with Oriental women and all of the necessary Eastern religion & philosophy soul searching that rounds out the pathetic portrait of Westerner in the East...)... I heard the girls cry out in only the way that Eastern girls can, the pity and lamentation of ‘Oh, if only Eastern men loved our Eastern eyes!’

More discussion occurred about the fundamentally negative impact that Western media can have on the body images of Eastern women -- the need for the ‘S line,’ as Eastern women call it, or the ‘Tits & Ass’ as I prefer to call it; the desire for the ‘high nose,’ as they call it (big nose); the yearning for Ssanguppeol (‘folded eyelids,’ or ‘big eyes’). I couldn’t help but feel pangs of sympathy for their plight...



Like all humans, they looked in mirrors in their youth, and like all thinking humans, they understood that somewhere behind their eyes, somewhere within this Shell, there is a spirit that exists and that it somehow dwarfs the importance of the exterior. Yet, societal pressure and a loss of Faith in self had compelled EJ to begin the Westernization of her face by age 21... A new nose, some new eyes, all meant to be mimicry of a Western face. Not because of her perceived 'lack of beauty,' for beauty to people with minds is encapsulated by a far rounder picture than the physical, but because of a Lack of Faith.

Somewhere along the lines she lost Faith in the entirety of the world around her and was convinced that she could seek happiness through investing in new features... I cannot condemn her lack of Faith. It is hard to have faith in any creature that when it is not routinely brutalizing their neighbors for scarce resources is finding new ways to turn these scarce resources into even more superficial forms of use for marketing. We buy \$100,000 cars and lake houses while children shit themselves to death of dysentery elsewhere, and when we bother to think of the purchases in this context we merely grunt under our breath. The world is big, and I am small. I just want to live a little... And that means nice cars.

Three times that day I had to re-iterate my opinion on her Nose & Eyes, and two times we delved back into different issues, but there seemed to always be a large sense of regret that society exists as it does...

I mused whether or not one day plastic surgery would be like circumcision... "Let's get rid of your toddler's slanty eyes; when their face is done growing, let's make sure they have a new nose for this journey in life..." Perhaps one day it will be a mere rite of passage: you earn your new nose, your new eyes. Get some larger T & A to help you along your way. Let's get your junk up to size, gents, and let's get your cheekbones down to size -- no more broad, peasant faces, let the machines with their even wider faces work the land.



This is no longer done for the imitation of Western stars but now the Western Eyes & Nose is so commonplace amongst Eastern actors that one would be hard pressed to find a famous woman who would typify unaltered Asian beauty...

Look at Jang Jayeon:



Jang Jayeon has a perfect Korean superstar's face, borne of the surgeon's caring hand:

- A proud, arrogant Westerner's nose trying to suck up as much air as it can get.
- Large eyes; no hint of eyelid hanging in the way of the whites of her eyes...
- Aegyo-ssal, on the bottom of her eyelid to hint at youth.

This is the picture from her funeral -- she killed herself in on March 9th, 2009, after alleging that to attain her position of fame she was forced to perform sexual acts on producers and their mates, living as a girl in the harem of the wealth elitists that determine what is on television. Her investment in plastic surgery was able to help buy her her stardom, which bought her her grief, and eventually led to her death. Somehow this is relevant. I am sure you can connect dots.

What did the old standard of beauty look like?

Songsu Geosa was a 19th century Korean painter. We know nothing about the life of this painter, nor even their original name. However, a series of paintings of beautiful women were made to commemorate the timeless beauty of the unaltered Asian face.

Here is our ode to Asian beauty.

May you one day grace us again:



We live in an age where even the sanctity of beauty has been put through the meat grinder of modern culture & Hollywood plastic.

The human body is just a shell... But now, even our conception of the beauty of body is just a Shell of a Shell, and everything must be morphed down to a tanned, surgically altered, perfumed and made up re-interpretation of what should be the most natural thing about our existence -- the body which we received from our birth.

Even Western beauty has been tainted and re-interpreted in our efforts at perfecting mass consumable images of it until the West is left with the Angelina Jolies, Scarlett Johanssons and Tom Cruises.

But such is Humanity:

Given enough time, we find a way to destroy everything meaningful and boil it down to a science...

I once heard about a project to make ‘the most objectively beautiful face’ on the internet by having men click pictures of women and rate them until a computer generated ‘ideal woman’ appeared, and I even heard about a computer they were making to use an algorithm to generate ‘the next pop song.’

We’ve managed to turn everything into a perversion.

One day, the first Android female pop singer modeled after ‘objective, scientific measurings of how humans view female beauty’ sings her first song ‘calculated by a complex algorithm meant to develop songs appealing to the lowest common denominator of the pop music listener,’ I wonder if for a second, in her Computer Mind, she will



think about what she's doing...

Somewhere the binary code will compute it all together, and in this moment she will realize the depth of the situation, and though she may lack the ability to form the human emotions of disgust, horror and existential angst at the superficiality of the situation, I would like to think that somewhere inside her 010101s will be saying "LOL Wut."

But, I do think programmers will have enough foresight in the future to design everything to play to the desires that modern man is setting out for himself...

Just give me the big eyes, the tall nose; the firm breasts and plump ass; give me a Shell of Human Beauty and play me a light-hearted song about a 'Love' that I cannot fathom nor name, and let me disappear into the plastic cocoon of Easy Living.

Perhaps, one day, when we can genetically modify ourselves, we'll all have the privileges of being the Perfect Shells that Troubled Souls shortsightedly desired, and all that remains will be a brief afterthought.

And in some museum in South Korea school children will chuckle at tiny noses, tiny eyes, small lips & small chests while the ghost of Songsu Geosa whispers "they were beautiful, once."



## IMAGES DU MONDE

15 novembre 2010

« Comme l'état de vierge est une chose bonne, belle et placide, il est également fort difficile et mélancolique, car le diable agit à chaque instant pour le souiller, dans l'esprit et dans le corps. » (Comment tous les chrétiens doivent faire dans le ménage, Pologne, 1546.)

\*

18 novembre 2010

J'ai vu, dans un numéro du Monde récent, un reportage qui retraçait les grandes photos événements dans la presse. L'une d'elles était une photo de 1985 sur la famine d'un pays d'Afrique noire. On y voit un enfant, les yeux – vraiment – exorbités de faim et de dépérissement. Sur une autre photo, prise dans les années quatre-vingt-dix, on voit un homme barbu, grand et maigre, à trois jours de sa mort ; il a le sida et est militant homosexuel. On voit qu'il a des taches sur les bras. Il a l'air complètement égaré. Sur une troisième photo, le même homme est sur son lit d'hôpital, les bras levés accrochés à la potence au-dessus de son lit, et il pleure de douleur.

C'est étonnant comme ces photos m'ont choqué. Je me suis dit que le visage des morts était souvent le même. Il y a de nombreux points communs entre ces photos-là et celles des camps de concentration. Les yeux hagards et énormes ; l'air perdu.

\*



Ce qu'il y a de nouveau, en 1945, c'est qu'un regard témoigne de l'état de déshumanisation. Ce regard, c'est celui des survivants et des libérateurs des camps. Si finalement – comme le suggèrent ces photos de famine et de maladie –, l'état de non-humain où arrive l'humain est tout simplement l'état de « presque mort », et que, dès lors, il est connu et archi-connu, puisqu'ont toujours existé la faim et la maladie extrêmes, alors c'est bien le regard et la pensée qui ont changé en 1945.

C'est qu'on devait se dire alors : il faut témoigner de cet état du corps. C'est-à-dire : il faut le montrer parce qu'il a été dissimulé par les nazis, dans ces camps des confins de la Pologne. Mais aussi : il faut montrer l'état extraordinaire de ces corps, qui a été provoqué volontairement chez certains hommes par d'autres hommes.

Ces états des cadavres parurent exceptionnels aux libérateurs, parce que, peu à peu, l'habitude de la mort qui cohabitait avec la vie avait disparu des consciences. Les libérateurs font l'expérience d'une certaine « inconvenance » de la mort, héritée du xix<sup>e</sup> siècle – une certaine déshabitude de voir mourir les gens dans les espaces quotidiens. C'est aussi pour cela sans doute que Lee Miller, rapportant des photos de Dachau au magazine Vogue, en juin 1945, demanda à être crue parce que l'incroyable s'était produit à nouveau : la mort avait envahi massivement la vie, et avait presque triomphé de la vie.

\*

Les photos de l'enfant noir et du militant homosexuel se font évidemment sur le modèle de celles des camps. Les cadavres et les presque cadavres qu'on voit aujourd'hui ne peuvent échapper à la référence de ceux des camps. Les photos du gamin noir rendu fou par la faim ou de l'homme sentant la mort approcher, projettent ça, qu'elles ne veuillent ou non.

Cela veut dire aussi que le rôle du témoin a changé : il est moins le porte-parole d'une masse qui lui délègue sa

////////////////////////////////////



parole (comme en 1914-1918, par exemple), que le regard et la parole presque miraculeuse, hasardeuse et imprévue de quelqu'un d'extérieur. Car, comme le dit Primo Levi, les survivants ne sont pas les vrais témoins – ils ne le sont pas tout à fait, même s'ils le sont, juridiquement et pratiquement. Voilà aussi pourquoi ils demandent à être crus, au même titre que Lee Miller, et qu'il y a toujours le risque de ne pas être cru. Le témoin de tels événements n'est assurément jamais à sa place. S'il est là, c'est presque par accident (par exemple, c'est par un dysfonctionnement inexplicable de la machine d'extermination nazie).

L'historien Philippe Ariès raconte qu'en Occident l'homme abandonne peu à peu l'exposition du visage du cadavre pour le recouvrir. Il utilise des suaires, puis des cercueils, dès le xive siècle : « Les traits du mort, qui avaient été auparavant tranquillement acceptés, furent désormais interceptés, parce qu'ils risquaient d'émouvoir, c'est-à-dire de faire peur. » Mais ce camouflage permet de réapprivoiser la mort, de la rendre de nouveau familière. Le xviii<sup>e</sup> siècle a commencé à supprimer l'Enfer, et à rejeter le Mal en dehors de l'homme. Le xxe siècle a réussi, grâce à la médecine, à dissocier le Mal et la mort (en atténuant voire en annulant la souffrance). Le Mal devient marginal. C'est du moins ce que l'on espère.

Est-ce pour cela qu'il choque d'autant plus lorsqu'il est découvert dans les camps, la famine, ou la maladie qu'on n'arrive pas à soigner (cancer, sida – cancer, cancer, qu'est-ce que tu cherches à nous dire ?) ? Toutes ces choses nous paraissent monstrueuses et anormales parce qu'elles entrent en contradiction avec l'idée de progrès et de bonheur sur laquelle sont fondés le XIX<sup>e</sup> et le XX<sup>e</sup> siècle. Mais le réel ne s'embarrasse pas des petits mythes humains. Il n'est pas là pour nous rassurer.

\*

6 décembre 2010

Ce qui est choquant pour les libérateurs ou les photographes des camps en 1945, c'est que ces êtres-là qu'ils

////////////////////////////////////



découvrent sont encore vivants, et qu'il est peut-être encore possible de les sauver. Si l'on a vu (comme je le suppose) des pareils états du corps auparavant, avant les camps, c'était celui d'humains morts, ou en train de mourir, dans la marche inéluctable vers la mort. Il y avait sans doute quelque chose de normal.

Ce qui terrifie – et fait honte – c'est que ces déportés soient vivants, et qu'ils se découvrent vivants à d'autres vivants qui n'arrivent pas à s'identifier à eux. Ni les Russes, ni les photographes américains n'ont vu le processus de déshumanisation des déportés. Ils n'en ont vu que le résultat. Ils n'ont pas vu toutes les étapes de la métamorphose des corps. S'ils les avaient vues, ils n'auraient pas douté qu'ils fussent humains. À moins, comme les nazis, ou comme les quelques déportés anthropocentristes, que la réalité de ce qui se passe dans l'homme soit refoulée par l'idée (l'idéologie) que l'on se fait de l'homme, comme être digne.

Aujourd'hui, nous savons de plus en plus que l'humain peut prendre des formes monstrueuses. La technologie y est pour quelque chose : les greffes plastiques, métalliques, animales sur l'homme contribuent sans doute à ce que l'on accepte – jusqu'à, sans doute, que la monstruosité devienne la norme, le jour où nous aurons tous un implant « identitaire » sous la peau et un kit de prévention de mini-robots anti-viraux. La pornographie, quant à elle, nous montre monstrueux et gluants, mais désirables, dans la démesure de nos corps caverneux. Là aussi, un regard témoigne d'un état anormal du corps. Avec les caméras qui vont toujours plus profond et plus près, et les orifices qui sont toujours déjà agrandis.

Un jour, probablement, nous ne serons plus que ces monstres mécaniques et désirables.

\*



*Was bisher geschah. Gerade haben Milla und ihre Freunde noch eine Antikriegsperformance auf einem Platz der Stadt veranstaltet – jetzt ist der Krieg da. Bomben fallen auf die Stadt. Pierre begegnet Milla, als er auf der Suche nach einem Geburtstagsgeschenk für seine Mutter in die Parfümerie kommt, in der sie arbeitet.*

Die Stadt leidet unter den Attacken des Krieges. Luftschutzbunkergefühl. Milla muss ihre Wohnung aufgeben. Noch einmal glitzert ihr das eigene goldene Haar aus vergangenen Zeiten entgegen, das sich geisterhaft im Lack der Badewanne spiegelt. Noch einmal streicht sie mit den Füßen das Tischbein. Konturen die so unscheinbar erschienen, nun wie Freunde, die man zurücklässt. „Tischbeinfreunde“, sagt Milla leise in die Nacht hinein. Ihre liebsten Sachen, darunter eine große Seife und ihr Tagebuch, hat sie schnell in einen Koffer gepackt. Sie dreht sich in der Tür nicht um, stürzt jedoch zurück, starrt in die Wohnung und winkt. Sie geht.

Auf dem Weg zu Kinkas Haus kommt sie an der kleinen Parfümerie vorbei, in der sie gearbeitet hat. *Wundert mich nicht, dass sie sie nicht geplündert haben. Die Zeit des guten Riechens ist wohl erstmal vorbei.* Die kleine Mulde im Kopfsteinpflaster vor dem Laden tritt sie noch einmal aus. Kinkas Haus ist zum Schutzraum geworden. Im Keller weinen sie die anrückenden Truppen an, sie mögen doch Halt machen. Zu Freunden werden. Doch die Mauern halten die Gedanken fest und keiner der Soldaten, die sich auf den Feldern bekriegen, kann von ihnen berührt werden.

\*\*\*

„Nennt man das noch feiern, wenn man seine Angst wegtrinkt?“ Entfunktionalisiert sitzt die Bande in der Säge. Pierre fragt nochmal: „Nennt man das noch feiern, wenn man seine Angst wegtrinkt?“ – „Weißt du, wir waren untätig, sind zur Untätigkeit verdammt und wenn du nichts besseres vor hast, würde ich gerne vergessen, dass

////////////////////////////////////



ich keine Nachricht von meinem Bruder bekomme.“

Diese Stimmung der nüchternen Höflichkeit hatte sich vor etwa zwei Wochen eingestellt. Fehlt hier jede Emotion? Man hat sich angeschrien, sich geprügelt und war zum durch die Stadt marodierenden Mob geworden. Aber ein seltsamer Geist hatte sich dieser Getriebenen bemächtigt. Nun sitzen sie alle an den zerschlagenen Tischen. „Meine Familie hat vor einem Monat das Land verlassen. Ich wäre besser mitgegangen, aber wie kann ich weglau- fen, wenn ich doch gar nicht mehr da bin?“ – „Wir bleiben hier, in der Säge, dem hirnermarternden Werkzeug!“ Ein alter Witz, der früher für Gejohle gesorgt hatte. „Wenigstens können wir noch lachen“, ruft einer vom Tresen her. Später. Teile der Stadt sind nur noch Löcher im Boden. Pierre wankt ziellos in ihren zerstörten Norden. Weit und breit ist niemand zu sehen, da stellt er die Weinflasche einfach auf den Steinhaufen neben sich.

\*\*\*

Der Donner der Bomben kommt Mark und Bein erschütternd. Wirft die Häuser um, tritt Wände ein und gräbt Furchen in die Straßen. Millas Hände hören seit Stunden nicht mehr auf zu zittern. Die Stadt ist zerräumt und die Gehwege auf die Straße gestolpert – alles voller Stein.

Im Norden der Stadt rücken angeblich schon Truppen an. Milla verliert sich auf der Suche nach einem bekannten Gesicht. *Wo steckt wohl Kinka?* Als sie noch ein kleines Heer waren, damals auf dem Platz, Milla und ihre Freunde, ironische Antikriegsdemonstrant. Ironischer Titan, du bist nur noch ein Häufchen Elend. *Wir dachten, ach, wenn der Krieg in der Stadt ist, wir schaffen das dann, und gehen da gemeinsam raus. Am Ende denkt dann doch jeder nur an sich. Nur Kinka wollte bleiben, mit mir durchhalten. Wo sollten wir auch hin?* Millas kleine Füße fallen. Sie hat Staub im Mund. *Vielleicht bleib ich einfach liegen?*

////////////////////////////////////



Aber sie rafft sich nochmal auf und fängt an wie im Wahn auf einen Schuttberg zu klettern. Sie schaut sich um. „Das Wunderland hat Kotzdurchfall und da liegt eine Leiche.“ *Leiche. Leiche. Krieg dich ein, Mann! Da liegt wirklich wer und er atmet!* Milla stürzt den Hügel hinunter und stolpert nicht. *Ein riesiger Typ! Und total besoffen!* „He! Du! Wach auf! Du hast vielleicht Nerven, die ganze Scheiße bricht hier auseinander und du liegst hier am Boden!“ In Pierres Kopf hämmert es. In das Dröhnen mischt sich Millas Stimme und tanzt den Reigen. Als er die Augen aufmacht sieht er eine kleine Frau, eingerahmt vom Grau der Schuttberge. Er erkennt sie auf der Stelle wieder. *Das Parfümmädchen*, denkt er.

*Wo bin ich? Oh Mann.* Pierre rappelt sich auf. In der grauen Wüste stehen ein Riese und ein Zwerg. Ein märchenhafter Schleier aus Staub und Rauch liegt in der Luft und von fern dröhnt ein Krieg, der wie ein Fabelwesen über die Ebene brüllt.

In Milla bricht es los und sie klammert sich im Weinkrampf an Pierre. Er hebt sie hoch: „Komm, wir müssen hier weg.“

Fortsetzung folgt.



### Clairvoyant's Prediction

Her speech never does get better after that last stroke.

“There’s a kill in the air!” the old woman who’d pretended to be a clairvoyant says, and cackles.

“Chill,” the nurse says and brushes back the woman’s hair. “There’s a chill in the air.”

“Kill!” the woman repeats, undeterred. “Kill. Kill!”

The nurse tells herself that it’s not goose bumps prickling along her arms; there’s just a chill in the air. And if she studies her horoscope a bit more closely in the weeks following the woman’s funeral, there’s nothing to it, nothing at all.



Alles, was ich mit zurück nach München bringen würde, wird das Inspirationsbuch sein. Ein Buch, in das ich Zeitungsausschnitte geklebt hatte und Flyer und ein paar gepresste Blüten. Sprüche von Teebeuteln, die wahrscheinlich jeden das Herz erwärmen, aber die nur ich wirklich verstehen kann, so kommt es mir zumindest vor. Schlechte Schwarz-Weiß-Ausdrucke aus dem Internet. Dinge, die mich inspirieren - dazu rät dir jeder „Künstler“. Aber, dieses Buch wird erbarmungslos verbrannt werden, wenn ich in der Kiste liege. Niemand benötigt verkniterte Bilder der Olsen Twins und abgerissene Zitate von Lady Gaga.

Ich wollte so viel erreichen. Wenn andere junge Leute sich das vornehmen, dann reisen sie nach Afrika, spielen Hippie in Indien, trampeln durch die USA oder gehen in Australien surfen. Ich zog zu meinen Vater nach Hamburg.

Meine Eltern haben sich scheiden lassen, als ich neun war. „Wir streiten nicht“ war ihr Credo. Sie hatten einfach irgendwann aufgehört, miteinander zu reden. Ich blieb bei meiner Mutter in München und verließ die Stadt so gut wie nie. Ich verließ überhaupt nie irgendetwas - ich blieb meinen Freunden treu, meiner Heimatstadt, meiner Leidenschaft. Vor meinem Jahr in Hamburg war ich an der Modeschule, gewann einige Talentwettbewerbe. Während des Abis arbeitete ich nebenbei bei H&M, ich belegte in meiner Freizeit Zeichenkurse und Workshops am Wochenende. Bücher, Musik, Kunst, Film, all das füllte meine freie Zeit aus. Ich arbeitete wie eine Besessene. Ich tat alles, um mich nebenbei zu qualifizieren. Ich bin ein sehr gründlicher Mensch.

Während ich in Hamburg war, war ich nicht gründlich. Ich wollte mich verlieben – unsterblich. Das hatte ich noch nie getan.

Und ich wollte endlich wieder einen Draht zu meinen Vater finden. Ich stamme aus einer Künstlerfamilie, mein Vater „macht“ Mode, meine Großeltern väterlicherseits waren beim Theater, meine Mutter ist Malerin. Ich dachte, es würde nicht schwer werden, wieder eine Verbindung zu meinen Vater aufzubauen, wäre ich erstmal in Hamburg.



Singlesein fühlte sich wie die Vorhölle an. Ich stand gerade am Zigarettenautomaten, um mir Gauloises zu ziehen, als er sich hinter mir räusperte.

„Schöne Frau, bin ich danach dran?“, fragte er mit rauchiger Stimme.

„Sicher“, ich zuckte mit den Schultern. Aber dann sah ich ihn richtig an und mein Herz stockte mir – es waren seine Augen. So und nicht anders hat er mich gekriegt.

Irgendwann stellten wir uns vor. Er hieß Ludwig. Wir gingen zu ihm nach Hause und verließen seine Wohnung drei Tage nicht. Wir mochten die gleichen Filme, die gleiche Musik, dieselben Poeten, er hatte sogar dieselbe IKEA-Bettwäsche wie ich zu Hause.

Am dritten Tag bekam er einen Anruf und verließ überstürzt sein Haus. Es wurde Nacht und er kam nicht wieder. Ich klebte ihm ein Post-It mit meiner Telefonnummer an den Kühlschrank und ging. Mein Vater war sicherlich schon ganz krank vor Sorge um mich, weil ich mich drei Tage lang nicht gemeldet hatte. Deswegen schämte ich mich ein bisschen, doch gleichzeitig war ich zu dankbar um die drei langen Tage mit Ludwig.

Und er rief nicht an.

Es dauerte fast eine Woche, bis ich erfuhr, wer er war. Mit keiner einzigen Silbe hatte er erwähnt, dass er der Ludwig war. Das neue Wunderkind der Indie-Musik, gefeiert von unzähligen Kritikern und noch mehr Mädchen.

Manchmal rief er doch an.

Manchmal trafen wir uns zum Tanzen im *Übel & Gefährlich*.

Manchmal schrieb er mir einen Brief.

Ich verzehrte mich von jedem Kuss, den wir geteilt hatten. Wie er am Hafengeburtstag meine Hand gehalten

////////////////////////////////////



hatte. Er war das ganze Jahr über für mich dagewesen – mehr oder weniger. Denn er kam und ging, wie er das wollte. Und das war in Ordnung für mich – ich war ihm vollkommen verfallen.

Dann saß ich wieder in der *Prinzenbar*. Der Stuck hier war um die hundert Jahre alt und man hatte das Gefühl, dass man in hundert Jahren immer noch Single sein könnte.

Im Klo der *Prinzenbar* zog ich kurz meinen roten Lippenstift nach. Zwei kichernde Mädchen stolperten in den Waschraum. Ich versuchte nicht auf sie zu achten und sie achteten auch nicht auf mich – und dennoch konnte ich nicht überhören, wie eine der beiden kreischte: „Unfassbar, dass Ludwig hier ist!“

Mit einem lauten „Pleng!“ knallte mein roter Lippenstift in das Waschbecken und rollte dort ein wenig herum. Fassungslos starrte ich in den Spiegel, den Mund noch immer geöffnet. Mein Spiegelbild war erstarrt.

Ludwig war hier?

Und es waren nicht die Gedanken eines hysterischen Fangirls, es waren die Gedanken eines Mädchens, das in ihn verliebt war.

„Was willst du damit bezwecken, Christl?“, hatte mein Vater mich gefragt, nachdem er herausgefunden hatte, dass da etwas zwischen mir und Ludwig war. Seine Stimme donnerte, er war so unfassbar wütend, dass seine Worte lautstark die ganze Wohnung erfüllte, und ich bekam Angst.

„Was bedeutet ‚bezwecken‘ denn bitteschön?“, fauchte ich.

„Du ruinierst dir deine Zukunft! Dieser Knabe ist ganz Hamburg verschrien. Er bringt dir kein Glück. Du wirst einmal berühmt werden, eine der größten Künstlerinnen deiner Zeit, ruinier dir das doch bitte nicht wegen diesem Kerl!“, er setzte sich mir gegenüber an den Küchentisch. Ich hätte beinahe die Augen verdreht, weil er in seiner Fantasiewelt lebte. In der, in der Vater und Tochter gemeinsam die besten Kleidungsstücke aller Zeiten

////////////////////////////////////



fertigten. Er, der den Bezug zu meiner Generation verloren hatte, weil er mich verloren hatte. Diese fixe Idee war in ihm gewachsen, seit ich hier war. Ständig fand ich blütenweiße Bögen Papier, bunte Stifte und Stoffe in dieser Wohnung. Und ich? Ich hatte meine Leidenschaft hinten an gestellt und große Künstlerinnen taten das wahrscheinlich nicht.

„Wieso ‚ruinieren‘, Papa? Ich liebe Ludwig. Das ist doch... sehr schön.“

„Ist es nicht. Du lässt dich ablenken. Wenn du so weiter machst, hast du die letzten Jahre vergeudet. Nach diesem einen Jahr hättest du weiterarbeiten sollen. Deine Entwürfe sind genial. Wenn du so weiter lebst, wird sie nie jemand sehen“, seufzte mein Vater. Er machte sich immer viele Sorgen um mich. Ich war seine einzige Tochter und noch dazu hatte er mich bis vor einem Jahr selten zu Gesicht bekommen. Er wollte nicht, dass mir etwas passierte, und ich schätzte es sehr, dass er mich so unterstützte. Doch in diesem Moment fühlte ich eine Mischung aus Scham und Furcht und Wut. Ich stimmte ihm zu und lehnte seine Worte gleichzeitig ab: „Er ist gut für mich. Ich habe mich dazu entschlossen, hier in Hamburg weiter studieren, das sollte dir doch auch zusagen, Vater.“

„Ich freue mich über diese Entscheidung, doch du hast sie aus den falschen Gründen getroffen“, er fixierte mich, „Warum bist du hierher gekommen?“

„Um mal etwas anderes zu erleben. Um mich inspirieren zu lassen. Das hat funktioniert.“, ich versuchte, meinen Worten Nachdruck zu verleihen, doch anscheinend war mein Vater nicht überzeugt: „Und dann willst du diese Inspiration nicht umsetzen? Du hast seit Tagen nicht gezeichnet, seit Wochen an nichts zu gearbeitet. Du hängst nur noch mit Ludwig herum. Das ist der falsche Weg.“

„Ich liebe ihn. Das ist der richtige Weg.“

„Hier steckst du also!“, rief ich, als ich ihn in der Nacht erblickte. Die Dunkelheit war erfüllt mit Gelächter, mit hundert verschiedenen Musikstücken, hier ein Gläserklirren, dort ein bellender Straßenköter. Er stand rauchend

////////////////////////////////////



vor der *Prinzenbar*, erhielt von einer Neonreklame – und hielt ein Mädchen im Arm.  
„Wer bist du denn?“, er starrte mich an und sein Blick sprach Bände. Er wollte mich nicht erkennen, weil er ein Mädchen bei sich hatte, das hübscher war als ich, weniger neurotisch. Es brach mir das Herz.  
Er warf seine Zigarette weg und ging mit ihr fort.



CINEMATIK DER POSTMODERNE

Da war plötzlich das Auto in den Radfahrer geschossen. Da konnte niemand was dafür. Der Radfahrer mit dem roten Kopf voll Blut. Die Autofahrerin entgeistert, bestürzt. Schluchzend ihre Unschuldigkeit betuernd. „Jaja“ sagt die Meute. Alles in Ordnung. Der Radfahrer sitzt eh wieder. Sanka? Ja hat schon wer gemacht gleich, natürlich. Alle wissen sich ja zu helfen. Bestimmt nix schlimmes. Die Autofahrerin kotzt vor Schock. Alle bekunden Beileid, jeder streicht der Schuldigen mal über den Arm. Absolution. Am normalsten noch der tote Radfahrer, als er zusammenbricht, endlich raus aus dieser höllischen Hölle. Hieronymus hattest du keine Augen im Kopf eigentlich? Mit der ganzen Heiligenscheiße, das war doch nicht nötig, das musste doch wirklich nicht sein. Die Hölle in dir, die hatte doch ganz einfache Farben und Formen. Die war doch eine ganz normale Nachbarschaft, diese Menschen auf der Straße, der fertige fiese Lehrer, die Obstverkäuferin, diese beschissene Ameisenwelt.

All my friends, Supermen, easy. (Jane 1969)

Es ist wohl einfach das Schicksal des denkenden Menschen dauernd zur Wahrheit zu wollen, ganz nah bei ihr zu sein. Das ewige Denken über das Denken, die andauernde Reflexion, die moderne Arbeit des modernen Menschen der modernen Gesellschaft – ausgesperrt in die Freiheit seiner eigenen Insel-Welt, im leidigen Ozean der Zeit, des ewigen Mittelalters, der ständigen Wiederkehr der Vorzeit. Und dann steht man da an der Bushaltestelle. Und dann steht man da beim Bäcker. Und dann sitzt man da in der Arztpraxis, unter verbrauchten Menschen, mit seinem angebrochenen Leben. Und man schaut nach links. Und man schaut nach rechts.

Nur du und deine Insel.  
Nur du und deine Insel.  
Nur du und deine Insel.



Durch den milchigen Morgen, die verklebten Heuschnupfenaugen, der dumpfen Wolke Allergie: das eiserne Schweigegelübde der Arztpraxis durchbrochen von einem Halbtoten, der röchelnd vom Stuhl kippt. Liegt. In andächtiger Stille des Raums. „Da windet sich das Leben in den Tod“, denkst du, während dich eine Selbstverständlichkeit aus dem Stuhl reißt, auf die Knie vor den Alten wirft. „Hallo!!“ brüllst du, „Haalloooo!“, ohne zu wissen warum, versuchst den Körper zu ordnen, zu drehen, aber alles krampft, krallt, kämpft. Die Statisten um dich: verschrocken, ratlos, auf Standby, machen sich klein vor dem Tod. Nur eine Oma betet. Dann die Sprechstundenhilfe: „Herr Doktor Irgendwas, schnell ein Notfallblabla!“ Auftritt Arzt: fliegender Kittel, Brille, Augen, spritzt durch die Menschen ans andere Ende des Raums. Puls, Herzschlag. „Weg! Weg da!“ schreit er, „Platz!!“, und ihr schleppt den armen Alten durchs Wartezimmer, deine Hände an den ausgemergelten Beinen, rumpelst über den Tisch mit den Zeitschriften. Tür. Liege. Kabel. Puls. Die Arztmaschine: Notfallprogramm. Herzschlag. EKG. „Der kommt!“ PULSHERZSCHLAG. „Nochmal!“ Es schüttelt PULSHERZSCHLAG sich Leben PULSHERZSCHLAG zurück in die alte PULSHERZSCHLAG Maschine. Der Geist kehrt nochmal wieder. Auf Wiedersehen weißer Tunnel, bis gleich.

Dein Leben hat schon einige Schlenker gemacht, aber dieser war von einer ganz neuen Qualität. Allein in der Wüste, türkisch-irakisches Grenzgebiet, es nähert sich eine Staubwolke, ein Militärjeep. Schüsse in die Luft, du hältst deinen Kopf vom Denken ab, „Klarheit“ schreist du dir selbst ins Ohr, „Klarheit!“ Der Jeep stoppt, ein Vermummter ballert in die Luft. Ein Höllenlärm, er macht das inmitten seiner Crew, eine Knarre unter lauter Köpfen, auf der Ladefläche stehend, brüllt und ballert. Tür springt auf, Mann kommt raus, reißt sich den Stoff vom Gesicht, strahlt, streckt dir die Hand entgegen. Natürlich verstehst du nichts, das scheint ihn nicht zu interessieren, immer weiter sprudelt Sprache aus seinem Gesicht, „Mifränd“ gurgelt er dann und stockt, wiegt den freundlichen Kopf leicht zur Seite. „Inglisch?“ „Nono!“ wehrst du ab, keine Ahnung was sie genau von dir wollen, aber um Himmelswillen kein Engländer, auch kein Ami. „Austrian“ meinst du und nickst heftig dazu. „Ohstrian!“ wiederholt er, dreht ab zu seinen Kollegen auf dem Jeep, sprudelt, übersetzt wohl, die Mannschaft jubelt, deu-

////////////////////////////////////





**Redaktion:**

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

**Gestaltung/Titelbild:**

Fabian Bross

**Anschriften:**

Fabian Bross  
Schwarzenbergstr. 87  
89081 Ulm

Elias Kreuzmair  
Bergmannstr. 4  
80339 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr auf:  
[www.parsimonie.de](http://www.parsimonie.de)  
[info\[youknowit\]parsimonie.de](mailto:info[youknowit]parsimonie.de)  
Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren  
verantwortlich.

